



Alles Brauchtum zur Fasnacht.

Wenn zur Faschingszeit jubelnde und ausgelassene Freude das Bild aller Tage beherrscht, dann denken wohl nur wenige daran, daß in diesem lustigen Treiben ur-altes deutsches Brauchtum weiterlebt, daß fast alle heute noch üblichen Bräuche auf Handlungen des germanischen Brauchtums sich zurückführen lassen. Irreführend ist die heute üblich gewordene Ausdrucksform der Fastnacht, die man von fasten, Fastenzeit ableitet. Die Fasnacht hat aber mit der kirchlichen Fastenzeit nichts zu tun. Der Ausdruck ist vielmehr germanischen Ursprungs und in seiner Bedeutung erkennbar, wenn man z. B. das Wort Faselhengst (Zuchthengst) oder Faselchwein (Zuchtschwein) zum Vergleich heranzieht. Die Silbe „nacht“ beweist ebenfalls den germanischen Ursprung, denn sie bedeutet die alte germanische Zeitählung und -einteilung, die mit Nächten anstatt mit Tagen maß. In der Schweiz und in einigen anderen Landschaften hat sich auch die ursprüngliche Ausdrucksform „Fasnacht“ bis heute erhalten.

Es ist schwer, in den heutigen äußeren Formen der Faschingszeit der Städte den ursprünglichen Kerngedanken des Fasnachtbrauchtums zu erkennen. Besser ist's, man geht auf das Land, in die Dörfer, wo man ohne weiteres erkennen kann, daß alles Fasnachtbrauchtum sinnbildhaft und gleichnishaft ist für die früh-jährliche Wandlung im Dasein der Natur. Nur so kann man erkennen, daß alle Erscheinungen des bäuerlichen Brauchtums ein Spiegelbild der Lebensgesetze, der Gesetze des Werdens und Vergehens in der Natur sind.

Bezeichnend für den germanischen Ursprung der Fasnacht ist auch das heute viel-

fach gebrauchte Wort „Karneval“. Es hat sich aus dem „carrus navalis“ entwickelt und erinnert in diesem Zusammenhang an die Frühjahrszüge unserer Altvorderen, bei denen Schiffsnachbildungen mitgeführt wurden. Das Schiff ist vielleicht darum zu dieser Bedeutung gekommen, weil mit dem Auftauen des Eises auf den Flüssen und Seen die Schifffahrt wieder möglich wurde und dieses Auftauen des Eises eben das untrügliche Zeichen des machtgewinnenden Frühlings war. Der sicherste Anhaltspunkt dafür, daß diese Schiffe und Schiffswagen in der frühgeschichtlichen Zeit beim Germanentum eine besondere Rolle spielten, sind die zahlreichen in Skandinavien vorkommenden Felszeichnungen, bei denen das Schiffsbild des öfteren wiederkehrt.

Fasnachtstreiben im Obererzgebirge.



(T. A. W.-Photodienst.)

Das Brauchtum der Faschingszeit ist an sich nichts anderes als ein bestimmter Teil jener Brauchtumshandlungen, die von den germanischen Völkern im allgemeinen zum Beginn des Frühjahrs geübt wurden. Dieser Brauchtumsabschnitt beginnt mit der Mittwinterzeit, wo die Sonne auf ihrem winterlichen Wendepunkt angekommen ist, und dann leitet er über in das Brauchtum der Saatzeit, durch die dann die entscheidende Jahreszeit des bäuerlichen Arbeitsganges eingeleitet wird. All das Brauchtum dieser Zeit des Ueberganges vom Winter zum Frühjahr drückt nichts anderes aus als die Dankbarkeit und Freude der Menschen, daß mit der Wiederkehr der Sonne die Nacht des Winters gebrochen wird, und daß nunmehr wieder das Jahr mit Saat und Ernte, Höhepunkten des bäuerlichen Lebens, beginnt.

So ist es auch verständlich, daß in all den verschiedenen Brauchtumsarten von der Mittwinterzeit bis zum späten Frühjahr gewisse grundsätzliche Handlungen in den verschiedenen Landschaften und zu verschiedener Zeit wiederkehren.

Im Mittelpunkt alles heute noch im Bauerntum lebenden Fasenachtbrauchtums stehen die Feuer- und Flammenstöße, die brennenden Scheiben und Radkränze, das Fackeltragen usw., wie es bald als Lichtneßfeuer, als Beckenbrennen, als Halsefeuer usw. bekannt ist. Im Feuer verkörperte sich unseren germanischen Vorfahren die lebenspendende Kraft der Sonne. Und wenn von allen Höhen die Flammen loderten, von den Berghängen die Feuerräder zu Tal rollten, wenn die jungen Burschen die brennenden Fackeln kunstvoll im Kreise schwenkten und die Funken weitumher stoben, dann lag all diesen Handlungen immer wieder der Gedanke zugrunde, daß man durch das Feuer sinnbildhaft die gewaltigen Lebenskräfte der Natur darstelle, unter deren Gesehen das Dasein der Menschen stand.

Für manche Teile des deutschen Landes sind gerade zur Fasenacht die Maskenumzüge charakteristisch, z. B. das

Perchtenlaufen, Huttlerlaufen usw., die ebenfalls den Kampf zwischen dem Winter und dem ausbrechenden Frühling versinnbildlichen sollen. Da stellen die häßlichen Masken den Winter dar und wohlgeformte den Frühling. Nach allerlei Umzügen durch die Mark werden dann schließlich die häßlichen Masken aus dem Dorf getrieben und damit sinnbildhaft zum Ausdruck gebracht, daß es nun mit des Winters Nacht für lange Monate vorbei ist.

In anderen Gegenden wird dieses Winteraustreiben wieder in anderer Form geübt. Da wird z. B. aus Stroh und Lumpen eine möglichst häßliche Gestalt zusammengefedert, die von der Jugend durch das Dorf getragen wird, bis sie schließlich auf einem Feuerstoß verbrannt oder ins Wasser geworfen wird.

An allen Orten hat sich darüber hinaus noch manches Brauchtum erhalten, das in irgendeiner Form die Fruchtbarkeit versinnbildlichen soll. Daß solches Brauchtum gerade in der Frühjahrszeit geübt wird, ist wohl verständlich, da doch von Tag zu Tag sichtbarer wird, wie in der Natur neues Leben zu keimen beginnt. Lebenskraft und Fruchtbarkeit werden versinnbildlicht durch den Lebensbaum, die Weiden- oder Haselrute, durch Wasser und viele andere Dinge. Das Besprengen mit Wasser und das Schlagen mit einer Rute findet sich darum in manchem Fasenachtbrauchtum wieder.

An all den angeführten Beispielen, die sich noch hundertfältig erweitern ließen, erkennt man jedenfalls eindeutig, wie einfach, klar und schlicht der deutsche Bauer mit den Entwicklungsgeetzen in der Natur verbunden war und ist. Alles Geheimnisvolle, Schreckhafte, alles, was sonst mit Zaubereien und dämonischen Dingen erklärt wird, war für den deutschen Bauern ein selbstverständlicher natürlicher Vorgang, und nur aus der Erkenntnis dieser natürlichen Zusammenhänge, nur aus dieser tiefen Verbundenheit mit den Vorgängen in der Natur konnte die klare Lebensauffassung entstehen, wie sie seit alter Zeit für das Bauerntum charakteristisch ist.

Die Pfälzer Liselott

Roman einer deutschen Frau am Hofe des Sonnenkönigs

VON PETER HILLS

Urheberrechtsschutz durch Hermann Berger, Roman-Verlag, Berlin SW 68

18

Von allen Seiten eilten die Herren und Damen der Hofgesellschaft in ihren Wagen nach dem Sterbeort des Herzogs. Sie waren verwirrt und erschüttert.

Als der König gegen drei Uhr in Saint-Cloud eintraf, lag der Herzog noch immer in tiefer Ohnmacht. Nur einen Augenblick war sie, als der Beichtvater mit ihm betete, durch ein leichtes Bewußtsein unterbrochen worden.

Dem König rannen die Tränen über die Wangen. Es wurde ihm bewußt, wie sehr er seinen Bruder geliebt hatte. Aller Streit war vergessen. Er machte sich Vorwürfe, daß er ihn am Tage zuvor so erregt und damit vielleicht den Tod beschleunigt hatte. Er konnte das rasche Ende nicht fassen, zumal der Bruder zwei Jahre jünger war und sich immer in guter Gesundheit befand.

Unterdessen war auch Frau von Maintenon eingetroffen und sie drang in den König, sich zu schonen und nicht länger zu bleiben. Er verabschiedete sich von der Familie und war im Begriff, das Schloß zu verlassen, als der junge Herzog von Chartres des Königs Knie umfaßte und ihm zurief: „Majestät, was soll aus mir werden? Ich verliere meinen Vater und weiß, daß Majestät mich wenig lieben!“ Der König war tief ergriffen. Er nahm den Herzog in seine Arme und tröstete ihn mit zärtlichen Worten.

Raum war er nach Marly zurückgekehrt und in den Gemächern der Frau von Maintenon eingetroffen, als der Arzt kam, um ihm den Tod seines Bruders zu melden. Er begann heftig zu weinen und konnte den ganzen Tag über die Tränen nicht zurückhalten, wenn das Gespräch auf den Bruder kam.

Nach der Abfahrt des Königs hatte auch die andere Gesellschaft das Schloß von Saint-Cloud verlassen, so daß bei dem Tod des Herzogs nur Küchenjungen und Hofbedienstete zugegen waren. Die oberen Beamten und das übrige Personal hatten gänzlich den Kopf verloren, aber weniger aus Zuneigung zu ihrem Herrn als aus der Besorgnis, daß sie nun ihre Stellung verlieren könnten. Sie liefen klagend und jammernd im Schlosse herum.

Die Herzogin hatte sich während der letzten Stunden in ihren Gemächern aufgehalten. Sie war ruhig und gefaßt. Freud und Leid der gemeinsamen Jahre waren durch ihren Sinn gezogen, und sie gab sich noch einmal Rechenenschaft, daß alle gute Bereitschaft, die sie in dieses Schloß gebracht hatte, durch das fränkende, oft feindliche Verhalten ihres Gemahls während der letzten Jahre völlig erstickt worden war. Sie vermochte sich daher mit dem überraschenden Ereignis als einer Tatsache abzufinden, die vor allem Fragen der praktischen Auswirkung an sie stellte.

Es war am Hofe vielfach üblich, daß sich die Frauen hoher Würdenträger nach dem Tode ihrer Gatten in ein Kloster zurückzogen. Auch in ihrem Ehevertrag war diese Möglichkeit vorgesehen worden. Ihre ungestüme Lebensbejahung aber konnte sich nicht mit dem Gedanken an ein lebendiges Grab in der Klosterzelle befreunden. Obwohl gut gläubig, mangelte es ihr doch an dem kirchlichen Sinn, der ihr ein solches Ende als verlockend erscheinen ließ. Sie wehrte sich daher mit aller seelischen Kraft gegen den Gedanken, in ein Kloster zu gehen.

Sobald der Gatte aufgebahrt war, fuhr sie mit ihrem Sohn, seiner Frau und den übrigen Damen nach Versailles.

Am nächsten Morgen begab sich ihr Sohn, der Herzog von Chartres, zum König, der noch im Bett lag und ihn freundlich empfing. Er gelobte ihm väterliche Freundschaft für seine weitere Zukunft und erbat hierfür seine Liebe und Anhänglichkeit.

Nachdem man seine Pflicht gegenüber dem Toten erfüllt hatte, wandte man sich wieder dem Frohsinn des Alltags zu. Es waren noch nicht 24 Stunden seit dem Tode des königlichen Bruders vergangen, als schon wieder heitere Musik aus den Gemächern der Frau von Maintenon klang und die Spieltische im Schloß ihre gewohnten Besucher um sich vereinigten. „Majestät wünscht nicht, daß in Marly Langeweile herrscht“, war die Tagesparole.

Auch der Thronfolger, der Dauphin, hatte rasch seinen Onkel verschmerzt, der ihn stets mit Freundlichkeit überschüttet hatte. Schon einen Tag nach dem Trauerfall setzte er die von ihm so geliebte Wollshatz an.

Echt und von Dauer war der Schmerz des Sohnes, des Herzogs von Chartres. Vater und Sohn hatten sich immer gut verstanden.

Sie hatten die gemeinsame Neigung, das Leben von der vergnügten Seite zu nehmen und sich auch in dem Formenzwang des Hofes jede mögliche Erleichterung zu schaffen, was zwischen den beiden eine gute Kameradschaft entwickelte. War etwas geschehen, was den Unwillen des Königs erweckte, so war der Vater stets bereit, den Sohn zu verteidigen und gegen Strafe zu schützen.

Nun hatte er diesen Rückhalt verloren und mußte, was ihn besondere Anstrengung kostete, auch gegen seine Frau wieder artig sein; denn sie war ja die Tochter des Königs.

Sie hatte es bisher nicht leicht gehabt. Ihr Gemahl kummerte sich wenig um sie. Besonders schwer aber hatte sie unter ihrer Schwiegermutter, der Herzogin Elisabeth zu leiden gehabt, die die unstandesgemäße Heirat bis zuletzt bekämpft hatte und auch dann noch der jungen Frau ihres Sohnes offene Geringschätzung zeigte.

Einige Tage später wurde in Gegenwart des Königs das Testament des Herzogs eröffnet. Es war kurz und enthielt nur die Ernennung des ersten Präsidenten des Pariser Parlaments zum Testamentsvollstrecker.

Der König war sichtlich bemüht, sein Versprechen einzuhalten und seinem Neffen seine volle Gunst zuzuwenden. Er gewährte ihm ein Jahresinkommen von über 3 Millionen Franken, dazu das Palais Royal, Saint-Cloud und die übrigen Schlösser. Er stellte ihm als besondere Auszeichnung eine Leibwache, die gleichen Schweizer Schloßsoldaten, die der Vater gehabt hatte. Er erhielt einen Kanzler und einen hohen Justizbeamten für seine Prozesse und außer dem Kavallerie- und Infanterieregiment, das er schon besaß, alle Regimenter, deren Inhaber sein Vater gewesen war.

Künftighin hatte er auch den Titel eines Herzogs von Orléans.

Unter Mordverdacht.

Der Dauphin ist tot! Es lebe der Dauphin! Nach dem Tode des Grand Dauphin galt der Herzog von Burgund als Erbe der Monarchie. Als er im nächsten Jahre verstarb, ging die Anwartschaft auf seinen Sohn, den Herzog von Berry, über. Er war der Liebling der Frau von Maintenon und des ganzen Hofes. Der König selbst erwies ihm großes Vertrauen, es ging soweit, daß er ihn zur Regierung heranzog. Welch eine Ueberraschung für alle, die die Selbstherrlichkeit Ludwigs XIV. kannten.

Es erregte daher fassungsloses Entsetzen, als eines Tages Gerüchte auftauchten, die ankündigten, daß der Dauphin und seine Frau vergiftet werden sollten. Ein Arzt hatte dem Dauphin selbst hiervon Mitteilung gemacht. Es war jedoch durch das Verhör des Arztes nicht gelungen, den Urheber der anstößigsten Nachricht auffindig zu machen. Einen Tag später traf im gleichen Sinne eine Warnung des Königs von Spanien ein. Auch hier war die Quelle nicht zu ermitteln.

Das Gerücht schien sich zu bestätigen, als die Frau des Dauphins kurz darauf erkrankte. Sie wurde von den Röteln befallen, die damals in Frankreich viele Opfer forderten. Der Dauphin wich nicht von ihrer Seite. bekam aber selbst hohes Fieber und mußte daher von der Kranken getrennt werden,

die bald darauf ihrer Krankheit erlag. Unermüdlisch gab er sich trotzdem seinen Pflichten hin, hielt Empfänge ab und war sichtlich bemüht, Sanftmut und Güte zu zeigen. So tapfer er auch gegen die um sich greifende innere Blut der Krankheit ankämpfte, sie nahm von Tag zu Tag zu, er konnte nicht mehr gerettet werden.

Er war die Hoffnung Frankreichs gewesen. Sein Tod wühlte alle Gedanken und Empfindungen auf. Auf Befehl Seiner Majestät wurde die Leiche geöffnet. Die Ärzte erklärten, die Spuren eines starken, aber kaum erkennbaren Giftes, das sehr rasch wirkte, gefunden zu haben. Allerdings widersprachen andere, die in dem Zerfall des Blutes keine Vergiftung, sondern das Zerstörungswerk der Krankheit vermuteten.

So war das Stichwort für alle Feinde der Familie des Herzogs von Orléans gegeben. Der Verdacht, daß der junge Herzog Philipp, der Sohn Elisabeths, den Thronanwärter durch Gift beseitigt habe, um selbst nach dem Thron zu streben, zirkelte wie ein Lauffeuer durch das Land. Triebkraft dieser Verleumdung war der Herzog von Maine, ein illegitimer Sohn aus der Verbindung des Königs mit der Gräfin von Montespan.

Im Palais Royal war man über diese furchtbaren Gerüchte verzweifelt. Die Lage war nicht ungefährlich; denn das Volk, jeder Beschäftigung seiner Phantasie gierig zugänglich, war von der Wahrheit des Giftmordes überzeugt. Man riet dem Herzog, zum König zu gehen und darauf zu bestehen, daß er sich so lange in die Bastille begeben dürfe, bis sich der Sachverhalt aufgeklärt habe. Er müsse auch darauf dringen, daß sein Leibarzt und sein Chemiker sich in freiwillige Verhaftung begeben. Der Herzog befolgte ihren Rat, doch der König zeigte sich kühl, ablehnend und unzugänglich. Auf seinen Vorschlag, sich in der Bastille aufzuhalten, ging der König nicht ein. Auf alles Flehen und Bitten trug er nur eine verächtliche Miene zur Schau.

Die Freunde des Herzogs von Orléans machten ihm Vorwürfe wegen seines Vorhabens. Das Volk werde noch mehr an seine Schuld glauben, wenn er sich selbst für verdächtig halte. Er müsse über ein solches Gerede erhaben sein.

Aber der Verdacht, in den der Sohn Elisabeths geraten war, ließ sich nicht abschütteln. Er brannte auf seinem Leib wie ein Nessusgewand. Man wich dem Herzog von Orléans im Verkehr, in Gesellschaft, sogar beim König und in den Salons aus. Wenn er sich einer Gruppe von Höflingen näherte, stahl sich einer nach dem anderen davon. Bald tat man dies

Winterlicher Ilexzweig.



(Brandt, R.)

Im Winter glüht es aus den Sträuchern und Bäumen der Hülsekrabbe, Hülle oder Stechpalme; es sind die kleinen knallroten Beeren, die immer wieder die Blicke der Menschen auf sich ziehen. Wissenschaftlich heißt dieser immergrüne Strauch *Ilex aquifolium*. Gern werden die zackigen Blätter zu Girlanden verwendet. Doch auch die Stechpalme steht unter Naturschutz, denn ihre Bestände sind nicht mehr so umfangreich wie in früheren Jahrzehnten. Wir finden sie in Deutschland nur im Bereiche des ozeanischen Klimas, nach Osten etwa bis Greifswald und in dem Schwarzwald.

ganz offenkundig und rücksichtslos. Auch seine Frau, die Herzogin, wurde von den Damen gemieden.

Die Gerüchte flackerten immer wieder aufs neue auf, sie haben bis über den Tod des Königs hinaus fortgeschwelt. Spottplakate, die man an dem Palais Royal befestigte, suchten das Ansehen der Orléans herabzuwürdigen. „Hier gibt es Loterien und hier findet man das feinste Gift“, stand auf diesen Blättern, und Viselotte verstand unter „Loterien“ einen boshaften Hinweis darauf, daß ihr Sohn mit seiner Frau wie Lot lebte. Wer mit diesem Wort nichts anzufangen weiß, lese in der biblischen Geschichte.

Der Schloßbau von Babel.

Versailles — wie hätte es dem eitlem Sinn des Erbauers dieser Zwingburg des Despotismus geschmeichelt, wenn er hätte in die Zukunft blicken und voraussehen können, welche weltgeschichtliche Bedeutung sein Wohnitz erlangen würde. Das gewaltige, mit Kunstschätzen überladene Schloß, das Ludwig XIV. erdachte, in dem er seinen Hofstaat hielt, seinen vielen Frauen prunkvolle Gemächer einrichtete, in dem er seine Augen schloß, birgt auch bedeutame Kapitel — Höhen und Tiefen — der deutschen Geschichte. Aus diesen Räumen flog am 18. Januar 1871 das durch Bismarck geeinte Deutsche Reich zu Macht und Blüte empor, in diesen Mauern besiegelte 48 Jahre später ein Federstrich den Untergang der äußeren Größe dieses Deutschen Reiches.

Monarchen von der Art Ludwigs XIV. thronen wie die Götter gerne fern von den menschlichen Siedlungen. Sie lieben es nicht, in der Hauptstadt selbst zu wohnen, wo sie nicht alleiniger Inhalt des Daseins ihres Volkes sein können. Es erscheint ihnen daher lockender, sich eigene Residenzen in der Umgebung des Regierungssitzes zu gründen.

Das Versailles Ludwig XIV., das damals 60 000 Einwohner zählte, war sozusagen die private Stadt des Sonnenkönigs, von dem Leben dieses einzigen Mannes erfüllt und bevölkert. Die Sonne, die hier aufging und ihren täglichen

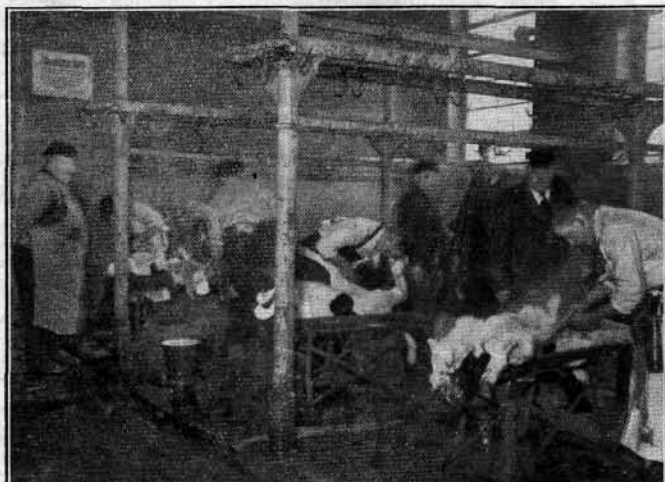
Kreislauf vollendete, wurde bald Mittelpunkt eines Sternensystems. Um den alles überragenden gigantischen Palast des Königs entstanden kleine Paläste und Villen, in denen die vornehmen Familien des Landes sich anbauten, damit sie die Möglichkeit hatten, dem König so viel als nur möglich unter Augen zu sein. Und der Bedarf an materiellen Gütern, die der Hof verschlang, füllte Versailles mit Beamten, Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern aller Art.

Westlich von Paris, zwei gute Stunden von ihm entfernt, erstreckten sich einstmals auf leichter Anhöhe weitläufige Wälder, in denen der Ritter Hugo de Versailles einen bescheidenen Landsitz errichtet hatte. Von seiner Kapelle drang abends die Glocke in die Stille des Waldes. Ihre Dürstert hatte den melancholischen Sinn Ludwig XIII. angezogen. In einer Windmühle auf einer freien Höhe verbrachte er oft die Nacht nach einer anstrengenden Jagd, um am nächsten Tage den aufgespürten Hirsch weiterzuverfolgen. Die Gegend gefiel ihm so gut, daß erst ein Jagdpavillon, dann ein Jagdschloß erwuchs, das wie eine mittelalterliche Burg von Gräben umgeben wurde.

Hier in diesem kleinen Jagdschloß von Versailles hatte Ludwig XIV. in seinen jungen Jahren seine geheimen Zusammenkünfte mit Fräulein de La Vallière, der zärtlichsten Neigung seines Lebens. Wenn die beiden hier aus den Geheimnissen des Waldes traten und ihre Blicke über die hügelige Landschaft schweifen ließen, erwachte in dem jungen König die Lust am Schwärmen, der stolze Sinn des Prunkens. In einer solchen Stimmung mag der Plan entstanden sein, ein mächtiges Schloß hier aus dem Boden zu zaubern, um der Geliebten die Pracht seines Königtums vor Augen zu führen.

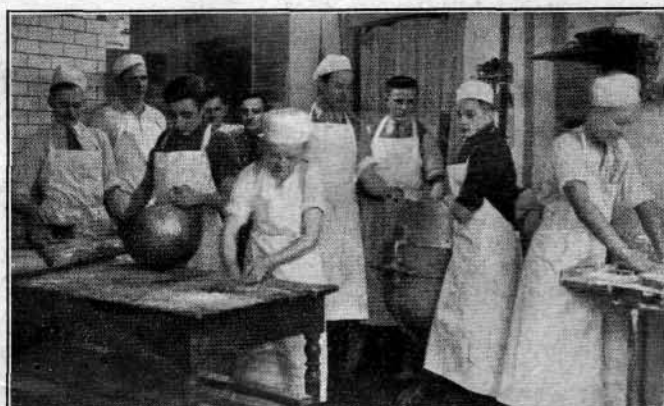
Die Ausführung schien unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten, aber Ludwig XIV. war nicht der Mann, der sich zurückschrecken ließ. Er unternahm es, die Natur ebenso zu bezwingen, wie er sich die Menschen gefügig machte. So entstand in zehn Jahren, von 1660 bis 1670, den glücklichsten des

Fleischer und Bäcker im Berufswettkampf.

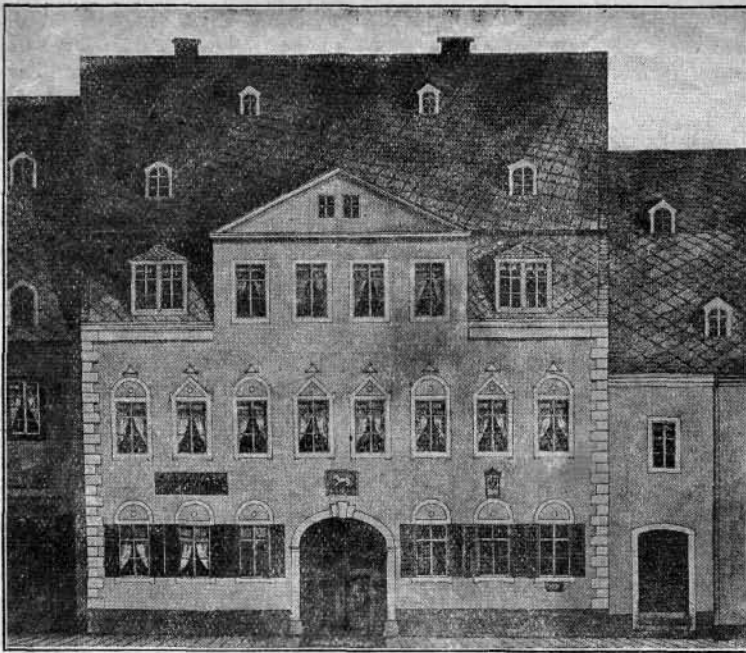


Auf dem Annaberger Schlachthof halten am 12. Februar 1936 63 Fleischerlehrlinge ihr Können unter Beweis zu stellen. 20 Kälber und 2 Schweine mußten geschlachtet und verarbeitet werden. Unsere Aufnahmen bringen Ausschnitte von den Prüfungsarbeiten.

(T. A. W.-
Photo-
dienst.)



In 20 Annaberger Bäckereien unterzogen sich am Donnerstag, den 13. Februar 1936, 120 Bäckerlehrlinge aus dem Bezirk der praktischen Prüfung zum Reichswettkampf. Unser Bild zeigt die Prüflinge, die in der Bäckerei von Max Breßschneider, Annaberg, arbeiteten.



Im „Gasthof zum weißen Roß“, Buchholzer Straße 5, befand sich von 1698—1881 das Annaberger Postamt.

schließlich der Schichtmeister bestand die arbeitende Knappschaft 1787 aus 597 und 1788 aus 479 Bergleuten.“ Das Buch erzählt dann noch einige Seiten lang von Annabergs Bergbau. Wir wollen uns mit dem hier angeführten Text begnügen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts machte das zur napoleonischen Zeit erschienene „Zeitungs-Post- und Comptoir-Lexikon“ von Professor Dr. Stein folgende Angaben:

„Annaberg, (ist) eine Bergstadt im erzgebirgischen Kreis des Königreichs Sachsen, 592 Häuser, 4120 Einwohner, (hat) Gymnasium, (ist) Hauptsitz der erzgebirgischen Spizenklöppelei und des Spizenhandels; 321 Posamentirmeister mit 700 Stühlen. Bergbau auf Silber und Kobalt, Marmor fast so schön als der Carrarische. In der Nähe der Schreckenberg, der sonst reichere Silbergruben hatte, als ich, und der Pölberg, ein Basaltfelsen.“

Aus der Biedermeierzeit wollen wir drei Handbücher anführen, und zwar zuerst das „Vollständige

Handbuch der neuesten Erdbeschreibung“

von Caspari (Weimar, 1819), das über Annaberg enthält: „Annaberg (2823 Fuß über dem Meere) ist eine schriftfällige Bergstadt, Sitz eines Bergamts und einer Superintendentur, am Abhange des Pöhlberges. Sie ist gut gebaut, mit 3 Kirchen, 2 Hospitälern, einem Waisenhaus, 592 meistens steinernen, mit Schiefer gedeckten Häusern und 4500 Einwohnern (1800: 4120). Gymnasium, welches jedoch mehr eine höhere Bürgerschule ist. Viele

Industrie, besonders in Band, welche Manufaktur jetzt gegen 400 Meister, 200 Gesellen und 300 Lehrlinge beschäftigt, in Spizen mit 600 bis 700 Klöpplerinnen, einem wöchentlichen Spizenmarke und 1 Seidenzwirn- oder Trammirmaschine, die 432 Spulen in Bewegung setzt, Brauerei, Bergbau und Handel. Der Annamarkt hat Meßfreiheiten; 1 Buchhandlung und eine Buchdruckerei. Annaberger Kleisterpuppen. Der Bergbau wird auf Silber, Zinn und Kobalt betrieben; 1805 gewann man 965 Mark Silber, zwei Zentner Zinn und 1405 Zentner Kobalt. Es sind hier eine Zinnschmelzhütte und ein Eisenhammer in Betrieb; das Holz wird durch den Floßgraben herbeigeschafft.“

Wesentlich kürzer, aber fast das gleiche, berichtet das „Neueste Reise-Handbuch durch Deutschland“ (München, 1827). Zum Schluß heißt es dann noch:

„Man logirt auf der „Post“. — Noch ist die benachbarte Stadt Geyer zu bemerken, welche ein Arsenikwerk und wichtige Zinngruben hat. Auch werden hier viele Spizen, Vitriol, Scheidewasser und Schwefel bereitet.“

Kurz ist auch die Notiz in „Deutschland und seine Bewohner“ von Volkrat Hoffmann (Stuttgart, 1836), nämlich:

„St. Annaberg, Bergstadt mit 600 Häusern und 4500 Einwohnern, welche vom Bergbaue, vom Klöppeln und von der Verfertigung von Bändern leben. In der Hauptkirche sind einige Gemälde von Lukas Kranach.“

Recht ausführlich dagegen weiß wieder unsere letzte Biedermeierquelle, das „Lexikon von Deutschland“ von Dr. Eugen Huhn, etwas über Annaberg zu sagen:

„Annaberg ist eine Mittel- und Bergstadt mit selbständigem Rath, liegt an der Sehm, nur zwei Meilen von der böhmischen Gränze entfernt und hat in 680 Häusern 7300 Einwohner. Es sind hier ein Berg-, Hauptzoll- und Steueramt, Forstamt, Postamt, Lyzeum, Realschule, Apotheke, Bibliothek, Museum, Spar- und Leihkasse, Gewerbe-



Der Annaberger Marktplatz im Jahre 1814. (Nach einem alten Druck.)

Feierliche Einholung der neuen Glocken für den St. Annenturm, dessen hölzerner Oberbau in der Nacht vom 6. zum 7. März 1813 durch Blitzschlag abbrannte, wobei die Glocken geschmolzen waren. Die neuen Glocken trafen am 24. Oktober 1814 von Dresden kommend in Annaberg ein. (Siehe I. E. S. Nr. 47 1927.)

verein, Wohltätigkeits- und Frauenverein, drei Kirchen, worunter die gotische Annenkirche, vier Stadtschulen, drei Werke, 3 Mühlen, 2 Brücken, Bergmagazin, 2 Wochen- und 2 Jahrmärkte, Viehmarkt, Buchdruckerei, 2 Buchhandlungen, 36 Handlungen, 2 Seidenwaarenfabriken und eine Wachsstockfabrik. Die Bobbinett-, Patinet-, Schleier-Spizen-, Posament- und Bandfabrik von Eisenstud ist sehr bekannt und vortrefflich. In neuerer Zeit hat die Spizenfabrikation sehr abgenommen, da die Englischen Maschinen sie wohlfeiler liefern können. Um Annaberg liegen einige freundliche Spaziergänge. Der Bergbau hat ziemlich abgenommen und der Gewinn ist unbedeutend. Noch sind gangbar: eine königliche, 28 gewerbschaftliche und 39 Eigenlöhnergruben, 11 Kunstgezeuge, 1 Wäfler-, 5 Pferde- und 1 Handgöpel, 51 Pochsäcke, 9 Stochherde, 2 Rättermaschinen; 407 Leute sind in den Bergwerken selbst beschäftigt und erzeugen 354 Mark Silber, 1053 Zentner Kobalt und 44 Tuder Eisensteine im Werthe von nur 25 000 Thaler. Vielleicht gelingt es, wieder ergiebigere Erzadern aufzufinden, denn die Gegend ist arm und der Verdienst sehr gering.“

Eines der verlässlichsten deutschen geographischen Hand-

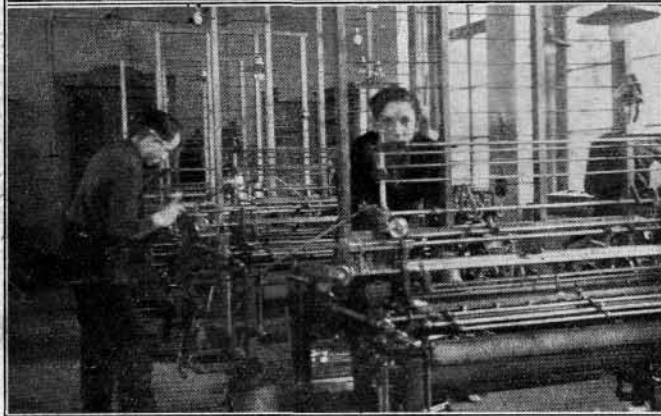
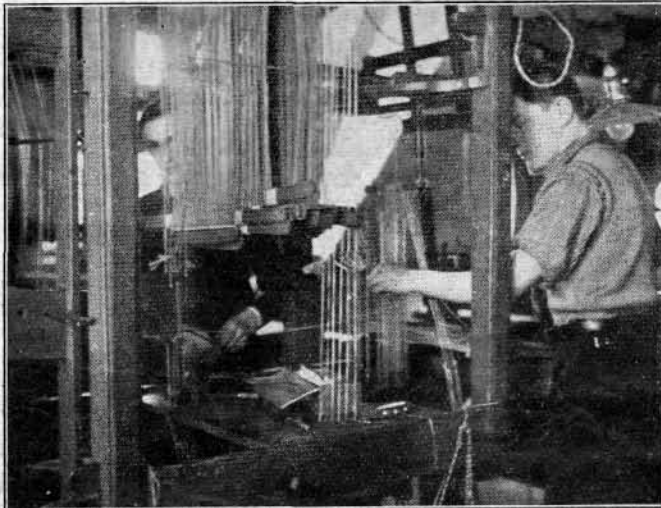
bücher des 19. Jahrhunderts ist „Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer und topographischer Beziehung“ von Gustav Neumann (Berlin, 1874):

„Annaberg ist eine Bergstadt am Abhange des Pöhlberges und unweit der Sehma, 43 Kilometer oder 5,7 Meilen von Flöha, 620 Meter ü. M., 11 698 (1834: 6697) Einwohner, darunter 330 Katholiken. — 1 Bataillon Landwehr Nr. 100; Bahnhof im Sehmatal, ferner Postamt, Telegraph, Volksbank, Amtshauptmannschaft, Gerichtsamt, Haupt-Zollamt, Forstinspektion, Verein für Naturkunde, eine katholische Kirche, Realschule 1. Ordnung seit 1843, Schullehrerseminar seit 1842, schönes Rathaus. Annaberg ist der Mittelpunkt der sächsischen Spizenklöppelei mit Klöppelschule, wöchentlichen Spizenmärkten, ferner große Krinolinenfabrik, Posamentirwaren, die Bandweberei war vormals bedeutender. Gasanstalt. Der Bergbau ist sehr heruntergekommen, scheint aber seit 1865 durch Erschließung neuer Erzgruben wieder zuzunehmen. Die Verfertigung von Posamentirwaren ward 1589 durch Einenkel in der Nachbarstadt Buchholz eingeführt und durch protestantische Belgier in beiden Städten gepflegt.“ (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Obererzgebirge.

Gruppe Textil im Reichswettkampf.

Das Fest der goldenen Hochzeit



110 Jungarbeiter und 40 Mädels führten am Sonnabend, dem letzten Tag des RBW, ihre praktischen Prüfungsarbeiten in der Posamentenfachschule aus. Oben sehen wir einen alten Handwebstuhl und unten die Bedienung moderner Maschinen. (T. A. W.-Photodienst.)

Die ältesten Einwohner von Reichenhain.

Die im J. E. S. vom 16. Februar veröffentlichten Bilder von Louis Günel und Karl Ramm, die beide ihren 85. Geburtstag im Februar begehen können, beziehen sich nicht auf Sägung, sondern auf Reichenhain, den Wohnort der Geburtstagskinder.

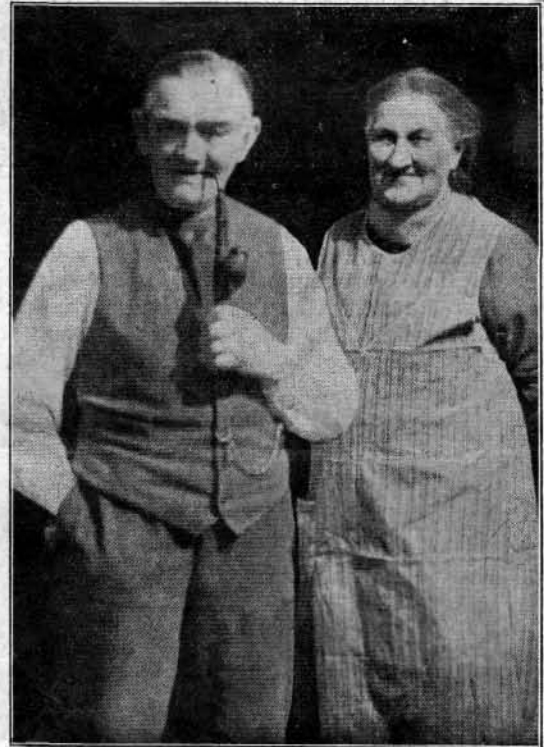
konnten am 16. Februar 1936 in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit Bauer Albin Hunger und Frau

geb. Rehnert, Wieja, begehen. Das Jubelpaar ist hochgeehrt worden durch Glückwünsche vom Führer und Reichsfanzler sowie durch Aufmerksamkeiten von Behörden, Verwandten und einem großen Freundes- u. Bekanntenkreise.

Albin Hunger hat im Laufe einer langen Reihe von Jahren in der Gemeindevertretung, im Kirchenvorstand, in den Ausschüssen der Girokasse, der Steuerbehörde, ferner im Berufsstand als Mitglied des Versuchsrings und der Körkommission der Heimat mit treuer Hingabe gedient. Seine Frau widmete ihre Kraft freudig der christlichen Nächstenliebe.

Schon von Anbeginn seiner bauerlichen Tätigkeit erfolgreich im Anbau von Flachs, brachte der Jubilar in zäher, mühevoller Arbeit große, aus veräuertem Odland bestehende Flächen seiner Wirtschaft durch Trockenlegung in beste Bodenkultur. Aber wie er auch sonst in praktischer Ausnützung wissenschaftlicher Versuche und Erkenntnisse in zäher Ausdauer den Ertrag der Feldwirtschaft zu fördern verstand, so wußte er, unterstützt durch die verständnisvolle Mitarbeit seiner Frau, auch die Viehwirtschaft vermöge seiner züchterischen Sachkenntnis zu Bestleistungen zu steigern.

Wir wünschen dem verdienten Jubelpaar noch recht viele Jahre gemeinsamer und erfolgreicher Wirksamkeit zum Segen unserer Erzgebirgsheimat. Glück auf!



Albin Hunger und Frau im Ehrenkleid der Arbeit. (Photo: Edelmann-Annaberg.)